

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

251 (27.10.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 43

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 43.

Karlsruhe, Samstag den 27. Oktober 1906.

26. Jahrgang.

An der Schnitzelmaschine.

Charakterbild aus der verlassenen Welt von M. N. Simacek.
Aus dem Böhmischen überfetzt von Franta Sajej.

(Nachdruck verboten.)
24) Nur der eine Umstand trübte Lenas unbegrenztes Glück, daß ihre Zusammenkünfte nur in längeren Abständen stattfinden sollten, ihr gemeinsames Liebesglück, dem sie sich früher alle Abende hingeben konnten, sollte sich nicht wiederholen und Lenas Herz verlangte so fürchterlich nach ihnen! Wie oft sie jetzt abends vor die Kaserne hinausstrat, die sie täglich mit neuen Aufsammlungen füllte, und aus einem verstreuten Winkel nach den erleuchteten Fenstern der Fabrik, wo Wenzel noch arbeitete, sehnsuchtsvoll blickte! Gemüht denkt auch er an sie. Oh, daß sie nicht in seiner Nähe bleiben, ihm von einem Winkel, auf dem Fußboden lauernd, zuschauen darf! Oftmals schon wollte sie den Wächter erlösen, sie in den abends verschlossenen Hof einzulassen, aber sie befürchtete seine barbare Abweisung, und Lena war jetzt immer schrecklicher, immer verächtlicher, wie niemals zuvor. Wiederholt, wenn sie eine Männergestalt auf dem Hofe bemerkte und in ihr Wenzel vermutete, wollte sie die Hofmauer überklettern, aber stets hatte sie sich geirrt, denn es war ein anderer, den sie belauschte. Andersmal, wenn sie so draußen stand, und der Nachtwächter die neunte, zehnte oder elfte Stunde pfliff, hatte sie gehofft, daß Wenzel nun heraustreten und nach Hause gehen wird. Da hatte sie sich vergewissert, wie sie auf ihn zuspringt und sich an seinen Hals hängt und gemeinsam mit ihm jenes traute Klächchen im Walde aufsucht — aber Stunden vergingen und Wenzel kam nicht. Traurig schlich sich dann Lena stets in ihre Stube, der Sehnsucht und der köstlichsten Vorstellungen voll, aber auch erfüllt von namenlosem Weh, suchte sie ihr hartes Lager auf.

Endlich kam der Sonntag, auf den Wenzel sie mit ihrer Zusammenkunft vertröstet hatte. Wie hat sie sich auf diesen Tag gefreut! Die ganze Nacht schlief sie kein Auge. Schwatols kind, welches von Tag zu Tag immer mehr stocherte und schrie, hatte sie kaum aus den Armen gelegt. Und schlief es für Augenblicke doch einmal ein, dann legte es Lena in seine Wiege, und trat hinaus. Es war eine schöne Nacht, möchte doch die folgende auch so sein! Die Sterne strahlten hell, der Mond zeigte die volle Scheibe in ihrer schönsten Klarheit. Wohl war es schon etwas kühl, aber was sollte es, in Wenzels Armen wird sie die Kälte nicht fühlen, in ihrer Brust wird es schon wieder warm und licht werden. —

In der Erregung ihrer Vorstellungen kehrte sie zurück und neigte sich besorgt über das fremde, kranke Kind.

Der Morgen kam, ein schöner sonnenheller Tag folgte. Lena kam eine halbe Stunde früher schon in die Fabrik. Sie hoffte, daß auch Wenzel sich eilen wird, um mit ihr die heutige Zusammenkunft zu vereinbaren. Es wird die letzte sein vor der Kampagne.

Mein Gott, warum hat die Zeit nicht länger gedauert! Nicht vergeht, was sie damals, als Krukar sie übernahm, so sehr erschrocken gewesen, nicht umsonst waren ihre schrecklichen Träume, die sie schließlich auf das Krankenlager warfen. Obwohl sich Wenzel damals bei seinem Leben beschworen hatte, sie nicht verlassen zu wollen, waren ihre Ahnungen, war ihre Angst doch seine Grundweise. Seit jener Zeit hat sie sich mit Wenzel nicht mehr zusammengefunden, und wenn die heutige Zusammenkunft vorüber ist, der Himmel allein weiß, wann es ihnen wieder beschieden werden soll. Wohl liebt er sie, macht auch kein Geheimnis daraus, aber es hilft nichts, da sie doch nicht bei ihm sein kann. Wenigstens ein Weibchen, jeden Tag, oder wenn sie lieber schon sein Weib wäre! Sie will ihn heute darüber befragen. — Was wird er wohl erwidern? — Kann sie hoffen, daß ihre Wünsche sich erfüllen? Viel ist es ohnehin nicht, was sie sich wünscht, das unbedeutende, einfache Mädchen, das bisher von jedermann nur mißachtet wurde. Wenzel hat es ihr versprochen, er hielt bisher immer Wort, ja er hat noch mehr getan, und sie vor allen als sein „Schätzchen“ ausgegeben, er schämt sich ihrer nicht.

Wald kamen schon auch die andern Mädchen, die mit Lena arbeiteten, und begaben sich sofort auf den Boden, doch Lena blieb immer noch im großen Saale. Auch andere Arbeiter gingen an ihr vorüber, sie achtete nicht dessen, daß manche von ihnen sie mitleidvoll, manche gleichgültig, andere wieder mit einem spöttischen Blicke sahen. Was gingen alle die Menschen sie an? Sie wartete hier auf Wenzel. Da kam schon Krukar. Eine Spannung, eine plötzliche Angst überfielen sie. Gleich hinter Krukar kam Wenzel endlich, und mit ihm Guruch, beide lustig plaudernd und lachend. Sie gingen an ihr vorüber, ohne sie zu beachten. Warum hat sich Wenzel nicht umgeschaut? War er nicht denken, daß sie hier auf ihn wartet? Er sollte ihr doch sagen, wo sie heute zusammenreffen. Sollte nicht auch er die ganze Nacht daran gedacht? Oder ist er vielleicht gerade deshalb so lustig? Gemüht denkt auch er an den heutigen Abend — Lena erhob sich und lief ihm entgegen. Er lachte sie an, wie sie zu ihm trat und umarmte sie.

„Wie geht es, Lena? Ständig dich nicht wieder im Kopfe?“ frug er sie, so sonderbar dabei lächelnd. Diese Frage war der natürliche Ausfluß vorhergehender Unterhaltung über Lenas Verdrüßtheit, womit er Guruch unterwies zu unterhalten pflegte.

„Warum fragst er mich so sonderbar?“ überlegte Lena und blickte dem umherstehenden Wenzel an. Wenzels Frage machte sie stutzig, so daß sie nicht zu antworten wagte.

„Blickst du hat sie in der Nacht wieder etwas geträumt“, bemerkte Guruch, sich ausgiebend.

hren. Nun sehe ich im Halbdruck vor einem breiten Gitter. Dahinter eine Zelle für etwa 50 Personen jeden Alters. Sie liegen auf zerrissenen Strohmatten herum, lehnen an den feuchten Wänden, haben sich in die Ecken zusammengepackt. Auf allen Gesichtern tiefe Spuren des Verwehens, gleichviel, ob moralisch oder physisch betrübt. Dide, verdorbene Luft haucht aus dem Gitter. . . .

Mein Erscheinen verursacht einen wahren Aufruhr. Alles stürzt an die Eisenstäbe heran. Eine Masse schmutziger Hände strecken sich mir entgegen. Viele der Armen unterstützen dies Beteln durch hastige Handbewegungen nach dem Munde. Sie haben Hunger, qualenden Hunger.

Weiterhin liegen Gefangnisse für härtere Strafen: Einzelhaft, Dunkelzellen und dergleichen. O, wie manch armer Teufel mag hier in tiefer Finsternis zu Allah rufen oder der angedrohten Verdüsterung seiner Gefangenschaft entgegenzittern oder — beinahe wahnhaftig — den Kopf an die Wand schlagen! Jetzt eine düstere Hofstraße — der Platz für Verbrecher, die eine besondere Strafe subdiert erhalten.

Ah, was für eine! Die Füße werden zwischen zwei dide Balken gespannt und fünfzig oder hundert Peitschenhiebe auf die bloßen Fußsohlen gezählt. Da erbt sich mancher Schmerzschrei, der kein mitleidig Ohr trifft. Höchstens, daß er als dumpfes Stöhnen die Gefangenen in den benachbarten Zellen erschreckt. . . .

Tief und glücklich ante ich auf, als mich wieder auf der Straße der frische Wind umweht.

Allerlei.

Die Lösung der Frauenfrage besteht für die Philistrier aller Schattierungen darin, daß sich die Mädchen verheiraten, daß die Mütter ihre Töchter „an den Mann“ bringen. Das ist keine Kleinigkeit, man weiß es wohl, und man greift zu allerlei Mitteln. Die Mädchen werden ausgestellt auf Willen, im Theater und bei anderen Gelegenheiten, sie werden in den Zeitungen angepriesen und auf den Heiratsbüros bekannt gemacht. Dennoch will oft kein Mittel helfen. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn sogar die Neugier um Hilfe angerufen werden. Die belgischen höheren Töchterschulen, die von Erbschneidern geleitet werden, üben den Mädchen vor ihrem Abgang eine Heiratsliste ein, die folgendermaßen lautet:

- „Heilige Maria — gib, daß ich mich verheirate!
- Heiliger Joseph — daß es bald geschieht!
- Heiliger Antonius — daß er ein gutes Erbteil habe!
- Heiliger Johannes — daß er viel Geld besitze!
- Heilige Klara — daß er mich lieb habe!
- Heiliger Anatol — daß er nicht leichtfertig sei!
- Heiliger Lupus — daß er nicht eifersüchtig sei!
- Heilige Charlotte — daß ich die Hojen trage, (daß er mir alle Wünsche erfülle)!
- Heilige Margaretha — daß er bald komme!
- Heiliger Alexander — daß ich nicht lange zu warten brauche!
- Heiliger Cleutherius — daß er ein guter Vater sei —
- Heiliger Angelus — und ein guter Katholik!
- Heiliger Nikolaus — vergiß mich nicht!“

Wer garantiert nun aber einem solchen Engelsmann, daß er kein Teufelsweib bekommt? (Wescheidene Anfrage eines Junggejellen.)

Die Erschöpfung der Wälder. Wenn von einer Erschöpfung der Kohlenlager der Erde in absehbarer Zeit gesprochen worden ist, so gilt das gleiche für die Wälder. Ein großer Teil der Länder, die noch in nicht allzu ferner Vergangenheit einen ungeheuren Waldreichtum aufwiesen, sind gegenwärtig nicht mehr imstande, ihren Bedarf an Holz aller Art zu decken. Deutschland führt nach den Angaben von Coquil im Bulletin de la Societe de Geographie del'Est jährlich für 276 Millionen Mark Holz ein, England für ungefähr 455 Millionen, Frankreich für 112,8 Millionen, Belgien für 81,6 Millionen, Italien für 24,8 Millionen, Spanien für 81,6 Millionen. Nur fünf europäische Länder haben einen Ueberfluß an Holz, und zwar sind es Oesterreich-Ungarn, das 20 Millionen Hektar Wald besitzt und für 160 Millionen Mark Holz importiert, Schweden mit ungefähr dem gleichen Waldreichtum und einem Export von gleicher Höhe; Kanada, das dank seiner ungeheuren Wälder von 160 Millionen Hektar Ausdehnung trotz seines eigenen riesigen Bedarfs noch für 124,8 Millionen Mark ausführen kann; dann Finnland, das für 72 Millionen ausführt, und Norwegen, dessen Holzexport sich im ganzen auf 60 Millionen Mark beläuft. In Amerika führen die Vereinigten Staaten für 117,6 Millionen Mark aus; der übrige Bedarf wird von Kanada gedeckt, das mit seinen 320 Millionen Hektar Wald einen größeren Holzreichtum aufweist, als das gesamte Europa zusammen genommen.

Die Kraft eines Käfers. Es ist bekannt, daß die meisten Insekten eine im Vergleich zu ihrer Größe ganz erstaunliche Kraft besitzen. Ein Stutzkäfer von 12 Millimeter Länge, der über eine Nischplatte kroch, wurde mit dem Deckel einer Büchse aus Zinn bedeckt, den er aber, indem er sich weiter bewegte, fortstieß. Als nun auf den Deckel die ganze Büchse gestellt wurde, dauerte es nicht lange, bis es dem Käfer gelang, den Deckel mit der darauf liegenden Büchse an einer Seite anzuheben und so aus seinem Gefängnis zu entfliehen. Der Käfer wog 0,082 Gramm, der Deckel mit der Büchse 114 Gramm. Unter der zweifelslos der Wirklichkeit sehr nahekommenen Annahme, daß der Käfer nur das halbe Gewicht der Büchse, das heißt 57 Gramm angehoben hat, um die Freiheit wiederzuerlangen, ergibt sich, daß das Insekt das 1800fache seines eigenen Gewichtes zu heben imstande war. Ein Wespe, der ebenso stark wie dieser Stutzkäfer wäre, müßte, wenn er 75 Milligramm wog, nicht weniger als 135 000 Milligramm heben.

Eine originelle Wette wurde, wie die italienischen Blätter berichten, kürzlich von Billy Burmeister in Turin, wo er zwei Konzerte gegeben hat, gewonnen. Bei einem Vantett, das zu seinen Ehren veranstaltet wurde, sprach jemand die Ansicht aus, daß ein wahrer Virtuose einem guten Instrument im Werte von 200 Lire einen ebenso melodischen Ton entlocken könnte, als einem Stradivarius. Der bekannte Instrumentenmacher Antonio Bonelli, der dem Vantett beiwohnte, protestierte gegen diese Behauptung und erbot sich, 2000 Lire einem wohlthätigen Zwecke zu stiften, wenn Burmeister imstande wäre, dies zu vollbringen. Burmeister nahm die Herausforderung an und Bonelli ließ eine ganz neue Geige und eine Stradivarius holen. Von drei Zeugen begleitet, begab sich der Virtuose darauf hinter einen Wandschirm und spielte eine halbe Stunde lang abwechselnd auf beiden Geigen, indem er sie alle zwei oder drei Minuten austauschte, ohne daß die Anwesenden, Bonelli einbegriffen, imstande gewesen wären, mit Bestimmtheit zu sagen, ob er auf der Stradivarius oder auf der gewöhnlichen Geige spielte.

Fischregen zu Singapore. Dr. Castellan hat in Singapore einen Fischregen beobachtet. Einige Tage vor dem Ereignis hatte ein Erdbeben, welches zwei Minuten dauerte, stattgefunden. Die Schwingungen des Erdbebens waren so fühlbar gewesen, daß einige Leute dabei eine der Seeranchen ähnliche Empfindung verspürten. Der folgende Tag zeichnete sich durch so starke Regengüsse aus, daß man auf drei Schritte Entfernung nichts mehr unterscheiden und erkennen konnte.

Als sich die Sonne endlich wieder zeigte, sah man eine Menge Malaien und Chinesen, welche aus den durch den Regen entstandenen Pfützen Massen von Fischen sammelten. Sie gaben auf Befragen an, die Fische seien vom Himmel gefallen. Drei Tage darauf, als die Pfützen eintrockneten, fand man noch eine große Menge dieser Fische tot auf dem Erdboden. Bei genauer Beschichtigung erkannte man die Fische für ausgewachsene Sardiniden von 25—30 Zentimeter Länge der mit dem systematischen Namen Glarias Batradus Cav. bezeichneten Fische. Diese Art kommt in reichlicher Menge in allen Flüssen und Bächen bei Singapore, auf der Malajischen Halbinsel auf Sumatra und Borneo usw. vor. Sie können eine ziemliche Zeit außer Wasser aushalten. Der Gedanke lag nahe, daß dieselben aus irgend einem übergetretenen Bache oder Fluße gekommen, und sich, nach neuem Wasser suchend, auf dem Lande verstreut hätten. Aber in den mit einer Mauer umgebenen Hof eines Hauses konnten sie auf solche Weise nicht gelangt sein. Ein alter Malai erzählte, er habe diese Fische in seiner Jugend schon einmal gesehen. Der Mann, welcher auf diese Weise mit Fischen bedeckt war, befand sich an der östlichen Seite der Stadt und hatte die Größe von 80 Morgen. In der Nachbarschaft desselben existiert kein Bach oder Fluß, und diejenigen, welche auf der Insel vorhanden, sind so unbedeutend, daß man sich keine solche Masse Fische darin vorhanden denken kann. Die Fische waren munter und schienen sich wohl zu befinden. Wahrscheinlich entstand der furchtbare Regen, in welchem die Fische niederfielen, durch eine Wasserhohe, welche sich in Singapore auflöste und die Fische, bei ihrer Passage über einen oder den andern größeren Fluß auf Sumatra, daraus aufgenommen hat.

Ueber den Nutzwert von Schlangenhäuten. Es ist wohl nicht unbekannt, daß die Haut von Schlangen bei sorgfältiger Behandlung zu mancherlei Luxusgegenständen verwendet werden kann. Ebenso wurde die Haut einer Boa constrictor gegerbt und der eine Teil zur Anfertigung eines Paars Schuhe verwendet. Die Schuppen der Haut hatten durch das Gerben weder in betreff des Glanzes noch der regelmäßigen Lagerung bemerklich gelitten. Das Leder besitzt eine Dide, Stärke und Weichheit, die man nicht erwarten sollte. Im Naturhistorischen Museum zu Paris befindet sich eine schön gegerbte Haut einer Boa, welche ca. 20 Fuß lang ist. Daß die Haut des Alligators, Gaiman, von den nordamerikanischen Jägern zu vortrefflichen Stiefeln benutzt wird, ist bekannt. Ebenso hat man Schuhe aus der Haut eines gegerbten Salmen gefertigt.

Das Rätsel. Sehr wenige Verfasser von Werken über die Dichtkunst haben es für nötig gehalten, das Rätsel auch nur mit einigen Worten zu gedenken. In Wahrheit ist dies auffallend, zumal doch die Rätsel in den Geschichten der alten Völker eine nicht unerhebliche Bedeutung haben. Die Könige und weisen Männer der berühmtesten Völker machten sich ein Geschäft daraus, Rätsel zu erfinden und einander zum Erraten zuzufinden. Die Königin von Saba kam zu Salomo, um den Scharffinnigen und die Gelehrsamkeit des jungen Fürsten durch Rätsel auf die Probe zu stellen. Oedipus rettete das thebanische Land, indem er das Rätsel der Sphinx erriet. Große Dichter vieler Völker haben ihr Talent in Rätseln dargelegt. Vor allem sind die Rätsel Schillers wahre Perlen der Poesie.

Humoristisches.

Schwere Aufgabe. Großmutter: „Barum steht denn heut' der Bauer den ganzen Vormittag vor'm Spiegel?“

Bäuerin: „Er is zum Bürgermeister g'wählt wo'n und geht heut' zum erstenmal in d' Sitzung — da übt er halt a' geistreich's Gesicht ein!“

Aus dem Egamen. Professor der Chemie: „In welcher Verbindung löst sich Gold am raschesten auf?“

Kandidat: „In der ehelichen!“

Gewissenhaft. Hotelier (zum neu engagierten Kellner): „... Und nachher noch eins! Wenn Sie den Gästen Speisen servieren, dann machen Sie nicht so große Schritte — das paßt nicht zu unsern kleinen Portionen!“ (Hiegender Blätter.)

Wiederholer und Bezog des Volksfreunds, G. v. d. G., Karlsruhe i. B.

Advertisement for Lotteries and other services. Includes text like 'Lotterie', 'Gewinn', 'Kauf', and 'Gewinn'. There are also small logos and decorative elements.

immer wieder und immer andere und andere. Einzig an seinen Tod dachte sie nicht mehr. Die Vorstellung seiner im Sterben schmerzhaftesten Züge verdrängte den Gedanken an seinen Tod. Das wäre gräßlich, wenn er, noch so jung und hübsch so schrecklich enden sollte. Nein, nein, lieber will sie allein irgendwo ihr eignes Leben beschließen. Was hat da so auf sie gewartet? Wie hätte sie jemals so etwas ahnen können!

Die Augen brannten ihr, aber weinen konnte sie nicht. Der Gedanke, daß sie Wenzels Liebe verloren, bedrückte sie viel mehr, als der Gedanke, daß sie sterben muß.

Sie hatte sie sich auf den heutigen Tag gefreut und welche Wendung hatte alles genommen. Er hat also an eine Zusammenkunft gar nicht gedacht, er wollte gar nicht mehr mit ihr zusammenkommen! Er verläßt sie, er vernichtet sie!

Ein wilder Jörn erhob sich zum erstenmal in ihrem Innern. „Er ist ein schlechter Mensch“, dachte sie in ihr auf. Sie erschauert aber vor dem Gedanken und im Geiste entschuldigte sie sich beim Wenzel und bei ihm ab. „Vielleicht hatte er nur geirrt?“ — „Ich törichte, nahm es gleich für ernst. Aber — warum ist er, als er sie hinfallen sah, nicht zu ihrer Hilfe gesprungen? — Es läßt keinen Zweifel zu, nein, er liebt sie nicht mehr. Oder ist er vielleicht durch ihre Ohnmacht so sehr erschrocken, daß er sich nicht rühren konnte? — Es ist wohl möglich, oh Gott, gebe, daß es so sei!“

Ein winzig kleiner Tropfen der Hoffnung, verschwiegend klein und unbedeutend, in dem Meere ihrer Leiden — „Vielleicht daß doch noch nicht alles verloren ist, vielleicht war alles doch nur ein Scherz, Wenzel hatte in der letzten Zeit so gerne gelacht —“

Der winzig kleine Hoffnungstropfen drohte ihr den Verstand zu rauben. Die Hoffnung belebte ihre Seele, die Erinnerung an die glücklichen Augenblicke wachte in ihr auf. Der Schmerz schien nachzulassen, dafür stellte sich aber ein rasendes Verlangen ein, Wenzel wiederzusehen, um sich von der Wahrheit ihrer Hoffnungen zu überzeugen. Wie sie auf den Klang der Frühstündglocke horchte: Endlich.

Lein lag furchtlich vom Boden, die Treppe herunter. Aber wie vom Donner gerührt, blieb sie an dem Treppengeländer stehen.

Wenzel sah neben Verena und schlang den Arm um ihren Hals. Das Mädchen kam auf seine ausbreitende Wange heute und brachte ihm das Frühstück. Das seltsame Klopfflögel und das Leiden stand ihr gut, wie damals, als sie zum erstenmale diese Räume betrat. Der feiggestirnte Unterrod hob sich etwas und ließ den blendend weißen Strumpf erblicken, sowie den Glanz eines neuen Schmalkenscheibes.

Lein begriff alles und schleifte sich zurück auf den Boden. Vor der Tür füllte sie erschöpft zusammen. Niemand sah sie, denn die anderen Mädchen und die Burken waren alle hinausgerannt.

Ein wilder Schmerz, viel heftiger als vorher, raste durch ihr Inneres. Die Tatsache, die greifbare Wirklichkeit traf sie mit einem Donnererschlag vor die Stirn und schlug vielleicht alle ihre Hoffnungen nieder, erstörte aber für einen Augenblick ganz gewiß all ihr Denken.

Finster wurde es in ihrer Seele, ihr Schmerz verlangte nach keinem Licht. Noch genauer Weiße erst blühte aus irgend einem Winkel ein schwacher Strahl herein.

„Darum also!“ entschloß sie leise Lenas Lippen. Und schon blühte wieder ein zweiter Strahl herein:

„Wo kann ich mich mit der messen!“ Und als ob sich plötzlich etwas in ihrem Innern entzündet hätte, sprang sie auf, rief rasend das Tuch von ihrem Kopf, zerkaufte ihr Haar, trakte wund ihre Wangen, rief an ihrem Hals und ihrer Taille und durch die zusammengehängenen Bänder züchte es in wilder Hasterei:

„Ihr seid an allem schuld, euretwegen ist das alles so gekommen. Lumpen! Lumpen!“ (Fortsetzung folgt.)

Ueber Kirchenglocken, deren Alter, Formen und Schicksale.

In den ersten Zeiten geschah die Ankündigung des Gottesdienstes durch Trompeter oder durch Schellen. Von diesen kamen zuletzt die Glocken, die in den Türmen aufgehängt wurden. Italien war das Vaterland der Glocken, sie wurden zuerst in der Stadt Nola in Campanien angefertigt und davon rührt der Name Campana für die größeren und Nola für die kleineren Glocken oder Schellen. Das deutsche Wort Glocca kommt vor dem neunten Jahrhundert nicht vor.

Um 550 wurden die Glocken in Frankreich und von da aus im Jahre 680 in England eingeführt. Als König Lothar die Stadt Sens in Burgund im Jahre 615 belagerte, begab sich Bischof Lupus in die dortige Stephanskirche und rührte, um das Volk zu versammeln, das signum ecclesiae. Da wurden die Feinde von so großem Schrecken ergriffen, daß sie davonliefen, wie die kirchlichen Annalen befunden. In Deutschland findet man die erste Spur von Glocken zur Zeit des heiligen Bonifatius. Bekanntlich war derselbe ein geborener Engländer und hieß vordem Windfried. Als er in Deutschland das Christentum verbreitete, brachte er den da noch unbekanntem Gebrauch der Glocken aus seiner Heimat zu uns.

Die Glockengießerei scheint im allgemeinen weniger von herumziehenden Glockengießern, als von Mönchen getrieben worden zu sein. So ließ z. B. Karl der Große die Glocke zu Aachen durch einen Mönch des Klosters St. Gallen, Namens Ranfo, ausführen, deren schöner Klang die Bewunderung des Kaisers erregte. In der Mitte des 10. Jahrhunderts beachtete man schon vielfach die Harmonie des Geläutes, jedoch waren die Glocken noch nicht so groß wie vom 11. und 12. Jahrhundert an. Die größten Glocken kommen im 15. Jahrhundert vor. Im 11. Jahrhundert erbat Gogbert, Abt von Tegernsee, von Bischof Gottschalk zu Freising sich von dort den Glockengießer Adalric und bald konnte der Abt Herrand von Tegernsee selbst eine Glocke nach Benedikt Beuren schenken. Die Glockengießerei scheint eine Lieblingsbeschäftigung der Salzburger Mönche gewesen zu sein, da dieselben bei einem Galle sogar ihre Kirche in Brand

Hebrigen hatten die ältesten Glocken keinerlei Inschriften, nicht einmal den Namen des Heiligen, welchem sie gewidmet waren. Die Zeit, in der man die Glocken zu taufen und ihnen einen Namen zu geben angefangen, läßt sich nicht genau bestimmen. Mevin, der Lehrer Karl des Großen, schreibt, daß die Glockenweihe schon zu seiner Zeit üblich gewesen, daß dieser Kaiser sie jedoch wieder abgeschafft habe. Im Jahre 958 weihte Papst Johannes XIII. die vornehmste Glocke in der Lateranikirche zu Rom und ließ ihr den Namen Johannes Baptistae aufdrücken. Nach dieser Zeit wurde es allgemeiner, den Namen des Heiligen, den die Glocke führen sollte, dieser einguprügen, und zuletzt fügten die Glockengießer nebst ihren eigenen Namen auch noch die Jahreszahl bei. In der Domkirche von St. Ulrich zu Regensburg hängen zwei sehr alte Glocken, welche die Form eines Zuberhutes haben. Sie sind weder mit dem Bildnis eines Heiligen, noch einer Inschrift versehen; ihre Farbe ist schwarzgrau, sodaß man vermuten möchte, sie seien einmal mit einer solchen Farbe überstrichen worden. Die ältesten Glocken sind meistens geradlinig oder auch bienenkorbförmig; erst die spätern erhielten die ammutige geschweifte Form, wie sie jetzt noch gebräuchlich ist. So haben beispielsweise die älteste Glocke in der Kathedrale zu Siena, wie jene zu Diesdorf bei Magdeburg, welche aus der im Jahre 1011 abgebrannten Stiftskirche herrührt, noch ganz die Gestalt eines Bienenkorbcs.

Es ist außer Zweifel, daß es in den frühesten Zeiten auch eiserne Glocken gab, welche nach der Art der schiffähnlichen aus freier Hand geschmiedet wurden. Die vormalig in der Cäcilienkirche zu Köln hängende und nun im Welfenmuseum daselbst befindliche eiserne Glocke besteht aus drei mittelst kupfernen Nägeln zusammengesetzten Stücken und soll aus der Zeit des Erzbischofs Arnibert um 618 herrühren. Im Volksmunde hieß sie der Saufang und sollte von Schweinen ausgewühlt worden sein.

Das fromme Mittelalter sah in den Kirchenglocken ungern nur totes Erz, sondern legte denselben eine gewisse Persönlichkeit bei, wie den Chorsängern und Administranten bei dem Gottesdienste und dem kirchlichen Richter über die Gemeinde. Die gemaltige Stimme der Glocke, immer nur ertönend im Dienste Gottes und zum Nutzen der Gemeinde, verließ ihr nicht nur etwas Ehrwürdiges, sondern auch etwas Persönliches. Daher der unschuldige Gebrauch bei der Einweihung der Glocken, denselben auch einen Namen beizulegen, was man doch nur unweitentlich eine Taufe nennen und als gottlosen Aberglauben bekämpfen konnte, wenn man nur in den Sätzen der Symbolik blieb. Die sogenannte Glockentaufe, wie sie noch in der katholischen Kirche geübt wird, ist rein sinnbildlich und steht in der Glocke nicht einmal eine Persönlichkeit, sondern nur das Symbol des göttlichen Wortes. Die Waschung der Glocke bedeutet die Reinigung der Lehre, das weiße Rinne, womit sie getrocknet wird, die Albe des Priesters, die Räucherung mit Weihrauch die Vertreibung der Dämonen oder alles Unreinen und Gemeinen, die siebenfache Salbung die ebenjohelien Gaben des Geistes.

Die Unpopularität der Glockentaufe, wie sie sich z. B. im Jahre 1522 in den Beschwerden beim deutschen Reichstag zu erkennen gab, bezog sich auf die Mißbräuche der Patengeschenke, aus denen habgierige Priester einen Tribut gemacht hatten. Liegt nun auch in der Symbolik der kirchlichen Glockenweihe nichts, was den Glauben an eine Persönlichkeit der Glocken voraussetzt und sich als Superstition bezeichnen ließe, so fast jedoch der poetische Volksglaube jenes Persönliche auf. Wahrscheinlich gab die Furcht der Heiden vor den Glocken die erste sehr unschuldige Veranlassung dazu. Wo in altersgrauer Vorzeit die Kirchenglocken durch die fast unwegbaren Wälder Deutschlands, Englands und Scandinaviens ertönten, glaubten die erschrockenen Heiden die Stimme eines neuen unbekanntes Gottes zu hören, vor dem alle ihre Heimatsgötter fliehen mußten. Der allgemeine Glaube im nördlichen Europa, daß durch den Ton der Glocken die Teufel und besonders auch die Gewitter, Hagel ufm. vertrieben würden, stammt ohne Zweifel daher. Wahrscheinlich wurden die ersten Gewitterglocken geläutet, um die Neubekehrten von der Angst zu befreien. Thor nahe im schrecklichen Gewitter, um sich an ihnen wegen der Befehrung zu rächen. In viel späteren Zeiten hatten die heidnischen Indianer in Peru, als sie die ersten Glocken der spanischen Entwanderer hörten, vor denselben die nämliche Furcht.

Auf der großen Glocke zu Erfurt steht geschrieben: „Ich heiße Susanna und treibe die Teufel von danna.“

Zu Bergfelden bei Wöhringen hängt eine Glocke, welche gleichfalls den Namen Susanna führt. Als man bei Aufheben des dortigen Klosters die Glocke fortzuschaffen wollte, läutete sie von selbst:

Susanne, Susanne,
Bergfelde will i hange
Bergfelde will i bleibe
Will alle Wetter vertreibe.

Die Glocke blieb dann am alten Plage. Das schwäbische Sprichwort: „Kathrein und Susen treiben die Wetter über den Rhein“, bezieht sich gleichfalls auf die Glocken. Die Glocke zu Bönigheim wurde von den Einwohnern vergraben, damit sie nicht den Raubhorben Melacs in die Hände fallen möchte, wurde aber, als heftige Gewitter kamen, rasch wieder ausgegraben.

Im Münsterturne von Schaffhausen hängt eine Glocke, deren Inschrift: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.“ durch das Meisterwerk Schillers jedem bekannt ist.

Der Volksglaube, daß den Glocken ein vom Menschen unabhängiger Geist und Wille innewohne, kehrt sehr häufig wieder in den Legenden und Volksgängen vom freiwilligen Räuten der Glocken, welches erfolgt, ohne daß ein Mensch sie anrührt. Den größten Ruhm genoß in dieser Beziehung die Glocke zu Billila in Aragonien, die angeblich jedesmal von selbst läutete, wenn Spanien ein großes Unglück bevorstand.

gegenüber steht, so auch insbesondere eine Teufelsglocke der geweihten Kirchenglocke. So lange eine gegossene Glocke noch nicht getauft war, so galt sie gleich dem ungetauften Kinde als dem Satan zugänglich.

In Schillers bekanntem Gedichte ist der Hergang beim Guß einer Glocke mit poetischer Anschaulichkeit geschildert.

Das redende Wappen des ehemaligen Klosters Ebrach in Franken zeigt einen Eber, der einen Widostab in seinem Rachen hält, weil nach der Sage ein derartiger Verführer einen Bischofsstab aus der Erde scharrte und hierdurch die Veranlassung zum Bau eines Klosters gab. Und sonderbarerweise lesen wir in älteren und neueren Aufzeichnungen, wie es diesen unjauberen Tieren da oder dort gelang, Glocken an das Tageslicht zu schaffen, von deren Existenz sich niemand etwas träumen ließ. So z. B. wurde durch die Schweine eine Glocke bei Herlesheim — zwischen Sohen- und Tiefenpöhl in Oberfranken — gefunden. Drei Fränklein stifteten die Kirche Hohenpöhl. Die Glocken dieser Kirche tönen:

Kling, klang,
Von Herlesheim
Bin i dahau;
De Säu de hahn me ausgrahn,
An Egel hat mi hantragn.

Das Geläute der Glocken zu deuten, wiederholt sich an vielen Orten. So weiß jeder Münchener, der der schrille Ton der dortigen Gottesaderglocke mit den Worten gegeben wird:

„Komm nur rein, du g'hörst schon mein!“

Loggarath.

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück . . .

Der Kunstwart erinnert in seinem neuesten Werke daran, daß Wilhelm Raabe, unser großer Humorist, auch als ein Lyriker von unvoriger Empfindung zu gelten hat. Das nachfolgende Gedicht mag dafür sprechen:

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück . . .

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
Nicht du ein andres wieder fallen lassen;
Schmerz wie Gewinn erhältst du Stück
Und Tiefserehutes wirst du bitter lassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achlos zu zerlösen.
Mit Trümmern überirenet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschenhand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ist ein Kinderherz im heftigen Trachten
Greif zu und halt' . . . da liegt der bunte Sand;
Und lagen müssen nun, die eben lasten.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
Du mußt die schönste Pracht du selbst zerpfänden,
Zerlösen wirst du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zertrümmten Ständen.

Aus fernen Zonen.

Land- und Oeeetudien.

Von Karl Böttcher (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

IV. Eine arabische Gerichtsstudie.

Tunis, den . . .

Tawohl — eine arabische Gerichtsstudie. . . Begleitet von einem Dolmetscher — einem in fliegendem Burnus feierlich einerschreitenden Moslem mit etwas harterem französischer Ausprache — geht es hinein in die Labryrinthe der verschlungenen maurischen Gassen. Die Atmosphäre arabische Lebens umhaucht mich. Ueberall kleine, flache Schmutzhäuser, weißgetünchte Kiosche, geheimnisvolle Haremsfenster.

Rald stehe ich vor einem gerlichen Palast, der geradezu löffelt mit den vielen geschwätzten Schriftstücken, welche sich auf seinen sonnenvollen Mauern herumtreiben. Es sind Sprüche aus dem Koran — Sprüche voll schwerer Religiosität und Lebensweisheit . . .

Das Gebäude ist das arabische Bagatel-Gericht. Inmorgag hineingewagt!

Ich betrete einen großen Hof mit schlanken Marmorssäulen. Sie sind ganz blank gerieben von all den groben Leinwand-Burnusen, welche seit Jahren hier herumleuchten. In der Mitte plätschert eine Fontäne. Ueber die Dächer herein lugt der tiefblaue afrikanische Himmel.

Ueberall Massen von Arabern. Sie lagern auf breiten Marmorplatten oder hocken an grauen Bänken oder stehen unter Bogenwölbungen in debattierenden Gruppen. Alle, erfüllt von einer tüchtigen Quantität von Streifluft und Rechtsherei, erwarten den Anfang der Gerichtsverhandlungen.

Belubante Rechtsanwältle, die mit überlegener Geschäftsmiene zwischen den Parteien herumtrischen, schüren die Aufregung. So sind sie jetzt schon in Amt und Würden, diese Herren. Man sieht dünnle Gassen, leidenschaftliche Mimik, auf den Marmorboden dampfende nackte Weine . . .

Ein zerlumpter, hochaufgeschwemmter Kerl besonders ist ganz aus den Fugen. Sein Rechtsanwaltschaft will, nicht, nicht vor Beginn der Verhandlung, noch einen Vorschau herauszufischen. Der nachbeinige Araber aber scheint das Vorschauhaften nicht gerade als Spezialität zu betrachten. Nun schneidert er fastige, sich über-

Einige feindliche Parteien vergleichen sich. Auch Inge Araber mögen wissen, daß derjenige am besten fährt, der mit dem Gericht in keinerlei Berührung kommt.

In der Ecke haben sich einige zwanzig tiefberleichte, buchstäblich Haremsdamen zusammengedrängt. Von dorther kreischt ein Gespinnster wie aus einem Ententeide. Die Schönen werdes allerhand Beschäftigten aus ihren Harems vor den Gerichtshof schleppen. Guß, das kann gut werden!

Rüchlich tritt alles beiseite. „Der berühmteste Advokat von Tunis!“ flüstert mir mein Dolmetscher zu. Ein tiefgebücker alter Mann in verschliffenem blauen Seiden-Burnus wankt daher. Er wird an der linken Hand geführt, während seine rechte in der Luft herumtaflet. Jetzt geht er dicht an mir vorüber. Ich blide ihm in die feinen, niedergegeschlagenen Augen! . . . Nun wankt er hinein in die enge, vier-

edrige Gerichtsstube, wo die Verhandlungen stattfinden, erkrimmt mühsam eine gepölkerte Bank, schlägt die Beine untereinander und läßt noch mehr zusammen. Das Häufchen Unglück ist fertig.

„Wie? Das ist der berühmteste tunesische Rechtsanwaltschaft?“ „O, warten Sie nur! Sie werden staunen.“

Achtung! . . . Plätz Plätz . . . Der Gerichtshof tritt auf. Voran, in orangefarbenem Seiden-Burnus und glänzenden Lackpantoffeln, der hochbetagte, weißbärtige Präsident. Hinter ihm vier Richter in weißen Burnusen — kräftige, rubelblühende Gestalten.

Tief verneigen sich alle zur Bank. Die Araber nehmen respektvolle Haltung an. Einige drängen sich herzu, um dem alten Präsidenten die Hand zu küssen.

Jetzt stellen sich die Richter im Kreise auf, erheben die Hände zum Himmel und beten. . . . Dann schütteln sie die Pantoffeln von den Füßen, betreten in ihren seidenen Strümpfen die Mische, setzen sich auf eine Bank, ziehen die Füße hinauf und — Weisheit und Gerechtigkeit sind eröffnet. Die Verhandlungen beginnen.

Ich müsterte das mit untergeschlagenen Beinen dort hockende Richterkollegium, die fätsenreichen Gestalten in ihren maurischen Trachten. Sie sehen da wie Götzenbilder, wie Bagoden. Der eine blidt geradenlos ins Weite, als bekümmere er sich keinen Pfifferling um das, was um ihn herum vorgeht. Der andere in seiner wichtigen Koputeng ist die Jurisprudenz selber, wie wenn er sagen wollte: „Streitet euch nur um mich herum, ihr albernen Tröpfe! Ich rube inzwischen auf dem weichen Polster aus, und sobald ich meine Zeit abgeseffen habe, gehe ich nach Hause zu meinen fünf Frauen.“ Nur der alte Präsident mit seiner monotonen Pfeifstimme und seiner unheimlich ruhigen Bewegungen scheint ganz bei der Sache zu sein.

Nun arbeitet der Apparat der Rechtspredung draußlos. Rasch folgen die einzelnen Gerichtsfälle aufeinander.

Ein Kavalie ist wegen Trunkenheit angeklagt. Der Koran sagt: „Ehon ein Tropfen Wein ist verdammt.“ Der Kavalie aber goß wiederholt unheimliche Massen die sonnenverbrannte Kehle hinunter. Verurteilt! . . .

Eine Harems-Erdone hat auf der Straße löffelierend vor einem Fremden den Schleier gelüftet. . . . Verurteilt! . . .

Ein Beduine schlug einen Negeer blutig — Achtung! Der „berühmte Rechtsanwaltschaft“ hat das Wort.

Er murrelt zuerst einiges in den weichen Bart. Dann spricht er lauter und lauter. Sein Kopf erhebt sich; die ganze Gestalt wächet auf dem Polster. Er wechselt den Tonfall, die Stimmung, als müsse er die Richter teils nach der Lasten, teils nach der warmen Methode bearbeiten. Er spricht eindringlich, überzeugend, begeistert. . . . Alles steht im Banne des genialen Redners — eines Redners von Allahs Gnaden. Nun schneidert er den Herren Sätze von überemfängerlicher Beweisraft ins Gesicht. Darauf jittiert er ein paar Kraststellen aus dem Koran, wobei er die Hände bejauwendend gen Himmel hebt, schmeigt plötzlich, kniet zusammen und ist wieder das Häufchen Unglück.

Am Richterisch eine Debatte von kaum einer halben Minute — der Beduine ist freigesprochen.

Der alte, blinde Rechtsanwaltschaft aber wankt lauffend hinaus, so gebrochen, als wäre er ein Mißleidter, der soeben zu mehrjährigem schwerem Kerker verurteilt wurde.

Etwa eine Stunde lang halte ich mich in diesem arabischen Gerichtssaal auf. Innerhalb dieser Zeit werden ein gutes Duzend „Fälle“ heruntergehaptelt. Der Angeklagte tritt auf, ein paar Worte hin und wider, eine kurze Handbewegung des Präsidenten — die Rechtspredung ist erfolgt oder die Verurteilung.

Während ich auf die Straße hinausträte, denke ich der melancholischen Worte, welche ich einst von Winthorst, der „Keinen Eggellenz“, im deutschen Reichstag hörte: „Manches Gericht ist nichts weiter als eine Rechtsfabrik.“

Nun zum Regierungspalast des Bey. In einem Seitenflügel ist das Strafgericht für schwere Verbrecher einlogiert. Der ganze Hofraum steht voll von Angeklagten. Ich muß mich durch eine wahre Volksversammlung aneinandergeketterter Menschen drängen, die auf ihre Verurteilung warteten. Echte Dante'sche Höllengestalten.

Alles untereinander, just wie es der Befehl der arabischen Polizei zusammensetzte: mürbe Greise, in denen das Lebenslicht nur noch schwach glimmt; halb verhungerte unreife Jünglinge, ausgemergelt wie Selette, über welche etwas Haut gespannt ist; hochstämmige, fraubärtige Gallunten mit verwegenen Grumergesichtern, von denen ich keinem nachts allein in einem der dunklen Gassen begegnen möchte. Es gehört wenig Phantasie dazu, um sich diese Schauer- gestalten als ausgefeimte Diebe, furchtlose Räuber, entschlossene Mörder zu denken.

Mitten durch dies Strandgut arabischer Gesellschaft schreiten mit aufgefanztem Bajonett Soldaten des Bey in kurzen, verschürzten Jacken. So halten Bajonett und Ketten die Gefangenen zusammen.

Einige Schritte weiter arbeitet in einem anstößenden Zimmer der Gerichtshof. Ernste, ruhige Stimmen ertönen durch die offene Tür. Heute wird in das große tunesische Strafgefängnis eine mächtige Welle neuer Bewohner hineingeworfen.

Dies arabische Gefängnis darf ich nicht unbucht lassen. Einmal lange Stunden gelte, herum drücker Gänge, durch niedrige Gassen